

Ins Saanenland

Autor(en): **F.B.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **10 (1920)**

Heft 10

PDF erstellt am: **17.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634602>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Das Dorf Gstaad. (Phot. F. Raegeli, Gstaad.)

gibt aber noch größere Künstler am Amboß, als du einer bist!" schnauzte er ihn an; „deswegen kannst du ruhig fort, wenn dir's bei mir auf einmal so heillos verleidet ist.“

„Wenn Ihr mir so kommt,“ antwortete zornig der Gefelle, „fahre ich morgen schon ab. Dazu habe ich das heilige Recht; denn Ihr seid mir,“ er lärmte es laut heraus, „Ihr seid mir den Lohn für drei Monate schuldig.“

„Herrgott, Herrgott!“ schrie der Alte auf, „ja beim ewigen Gott, 's ist wahr.“ Der Kopf sank ihm auf die Brust. „Ich habe,“ redete er wie für sich, halblaut, „aufs Frauenzinslein gewartet und gehofft; aber es ist mir nicht gekommen und kommt mir nimmermehr, der Gemeindefreiber hat mir's eben klar gemacht. Die Maitli haben mir alles genommen; ich bin ausgenüffelt; ich bin leerer als ein Haselbusch im Winter. Doch, knie ich deswegen noch nicht vor dir; du kannst gleichwohl morgen schon fort,“ lärmte er auf. „So mag ich dich lieber nicht mehr an meinem Tisch sehen. Und das Geld, das Geld, ja, sollst du haben und wenn ich's aus dem Boden kratzen muß, und wenn ich die Hosen verpfänden muß, du undankbarer Schwabe!“

Mit einem wilden Fluch raste er aus der Schmiede ins Haus hinauf.

Jetzt stürzte sich das Bethli vor dem Gesellen nieder. Aufschluchzend umschlang sie seine Knie und bat und beschwor ihn, doch ja nicht fortzugehen, bis der Alte einen andern tüchtigen Gesellen habe. Er habe es ja gewiß nicht so böse gemeint. Er sei eben unglücklich, seiner Töchter wegen; so dürfe man ihm jetzt nicht jedes Wörtlein nachrechnen und zu sehr verübeln.

„Nein,“ machte er mit zornfunkelnden Augen, „keinen Tag bleibe ich länger. Morgen früh geh' ich fort. Der Alte hat mir's zu wußt gemacht. Steh' auf, mach, nicht den Narren, 's nützt doch nichts.“ Er riß sie auf, und als sie schluchzend, zum Tode betrübt vor ihm stand und ihn nur bittend ansehen konnte, sagte er heftig: „Wenn du nun mit mir kommst und mich heiratest, so will ich vorher hier noch vierzehn Tage warten, sonst keinen Tag länger. Ich bleib' dabei. Jetzt heißt's halt: Entweder

gibt der Alte oder ich. Da will ich nun einmal sehen. Jetzt red', willst du mit?“

„Ach,“ sagte schluchzend die junge Magd, „wie machst du mir das Herz so schwer, Zofel. Wie kannst du denn verlangen, daß ich den alten übelzeitigen Mann in seiner großen Not im Stiche lassen soll. Er hat mich als armes, verlassenes Flatterröcklein in sein warmes Haus aufgenommen, hat mich gehalten wie sein eigen Kind und ist mir gewesen wie eine Mutter. Nun sollte ich ihn verlassen? Nein, Zofel, im Ernste kannst du das von mir nicht verlangen.“

„So,“ sagte er hart, „nun weiß ich ja, wie's steht. Der Alte wiegt schwerer als der Junge. So bleib' bei ihm; du hast mich doch nie wahrhaft lieb gehabt. Hast dich immer so rar und seltsam gemacht, wenn man dich mal ernsthaft in die Arme nehmen wollte. Nun versteh' ich's, du gehörst dem Alten; so bleib' auch bei ihm!“

(Fortsetzung folgt.)

Ins Saanenland.

Bei Spiez herum fing es an zu tagen; vorher war die durchfahrene Landschaft in Dunkel gehüllt, das nur widerwillig einem matten Zwielsicht wich. Umsteigen! Der Bahnwagen ist frisch geschauert und von einladendem Geruch gewesen — ehemals. Doch darum keine Feindschaft nicht. Im Winterdienst, wenn Schneeschmelze und Regen abwechseln, kann die Verwaltung nicht jedem Drittklass-Passagier einen Salonwagen mit Umbradüften zur Verfügung stellen. Die Dörfer flogen vorbei, große und kleine, viele Talengen, Sägemühlen, waldige Schluchten, gedeckte Brücken über die frostsahm gewordene Simme kamen und schwanden.

Wißt ihr in der Bundesstadt, daß die Häuser des Simmentals bekannt sind durch ihre Sauberkeit und Nettigkeit? Im Sommer werden wieder prangende Nelken und anderer Blumenflor die blinkenden Fenster schmücken und einladend winken. Ja, die Simmentaler dürfen sich schon einige Zier leisten; sie haben zwar schmalen, aber fruchtbaren Talboden, schöne Alpen, berühmte und einträgliche Viehzucht, große Viehmärkte, beträchtlichen Handel.



Partie bei Gstaad. Blick aufs Oldenhorn. (Phot. F. Raegeli, Gstaad.)

Doch auch ihr verdient Anerkennung, kleine Bergbäuerlein an steilen Halden und in den Einsamkeiten der hochgelegenen Saanenmöser. In unansehnlichen Behausungen und auf winterlichen Höhen seid ihr auf wenig fruchtbaren Boden angewiesen und gehört nicht zu den Großen des Landes, wohl aber zu den Nützlichen, seid in aller Bescheidenheit staatsverhaltende Kräfte, welche sich nicht zur achtstündigen oder achtfündigen Arbeit aufgeschwungen haben, aber beitragen, das Land mit Käse, Wolle, weitbegehrten Saanenziegen und mit wetterfesten Arbeitern zu versorgen.

Sieh dort im Osten die starren, unnahbar trockigen Felscharten in den Himmel hinauftragen! Mich gelüstet es nicht, dort zu spazieren und Bergsteigerruhm zu suchen oder —. Das sind die berühmten Spillgärten; nur wenige Kühne wagen sich an diese Panzertürme.

Beim Niedergang vom Bergrücken der Saanenmöser in den Talkessel von Saanen tut sich eine neue Welt auf und zieht Aller Blicke auf sich. Die Bahn, von Zweifsimmen an mit freundlichen Wagen ausgestattet und durch rauchlose elektrische Kraft betrieben, macht hier eine starke Schleife, daß man sich über Süd und Nord wieder zurechtfinden muß. Das erste Bemühen gilt aber der Betrachtung dieser idealen Winterlandschaft mit dem umgebenden Bergesstranz. Talgrund, Dorf, Wälder und Berge, alles in schneeigem Weiß, beglänzt von der mild wärmenden Januarsonne.

Station Gstaad: Hotelle, Sportkostüme, französische und englische Laute und Saanerdeutsch, fidschurfurchte Halden, schmutzige Hotellschlitten, reges Treiben einer winterfrohen Menge.

Nach wenig Minuten Einfahrt in Saanen, dem mein Besuch gilt. Also aussteigen! sonst kommst du ins welsche Land und mußt bei teurem La Vaux eingeöstetes Französisch repetieren.

Das Dorf mit seinen wohlgebauten heimatlichen Holzhäusern macht einen behäbigen Eindruck. Die vielen Verkaufsläden zeigen, daß hier das Verkehrszentrum und der Marktsiedel des Tales ist. Das große „Landhaus“ mit seinem Kranich erinnert an vergangene Zeiten, da noch die Grafen von Greycz hier geboten, auch die große Kirche mit dem stattlichen Turm und die dabeistehende Kapelle haben wohl schon manches Geschlecht kommen und gehen gesehen.



Gstaad von Westen aus gesehen. Im Hintergrund das Giffhorn. (Phot. J. Naegeli, Gstaad.)

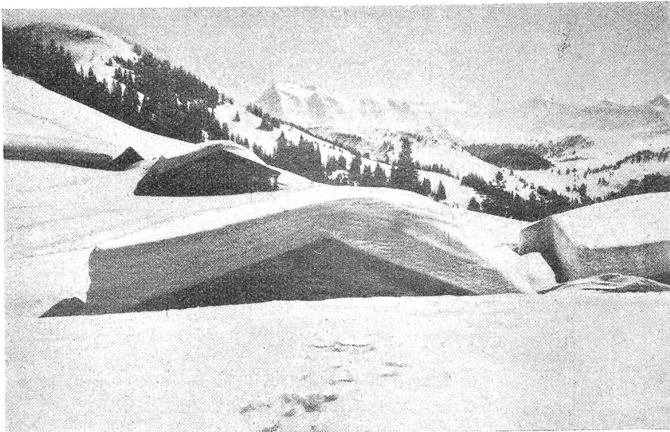
Von aussichtsreicher Höhe blickt ein modernes Herrenhaus herab. Dies sei das Kurhaus Solsana. Ich übersehe Sonnenheim; es verdient diesen Namen.

Weiterhin wandern die Augen nach bedeutenden Bergeshäuptern im Südwesten. Es seien die Berge von Rötshmund (Rougemont) werde ich belehrt, und in entgegengesetzter Richtung sind zwei Berge mit weiten Hängen; ihr Weiß schimmert im Glanz der Abendsonne wie ein Märchenland. Der größere heiße das Giffhorn, der andere Berg heiße anders. Auch gut; sie sind schön mit und ohne Namen. Auch die andern Häupter im weiten Kreise nehmen teil an der Pracht. Ostwärts sind die Eingänge der Täler von Lauenen und Gsteig. Es sei nicht weit bis zu diesen Orten; aber jetzt hätten sie wenig Sonne, und es wäre doch bequemer und kurzweiliger, im Sommer hinzugehen; ich sehe ja die hohen Schneemauern an der Straße, wo für Gänger und Fahrer Bahn gebrochen wurde. So unterweist mich der aufgefunden kundige Freund und weiß, obwohl nicht einheimisch, so viel von Land und Leuten, Bauarten und Mundarten, von der Gletscherzeit und der Grafenzeit und vom Saanendichter Romang und der Gegenwart zu berichten, daß ich mich gerne entschieße, Verläumtes nachzuholen, wenn die Herdenglocken läuten.

Aber Stillesitzen und Ofenhüten und Bücherlesen gilt nicht, wenn auch ganze Wände voll Wissenschaft bei meinem gelehrten Gastfreund locken.

Der Tag ist allzu schön. „Willst du sportliche sehen, so gehen wir nach Gstaad.“ Wir gingen. Mit jugendlicher Begeisterung sprach mein Freund in Silberhaaren von den Funden, die er bei seiner Landesforschung hier schon gemacht und ihrer noch weit mehr machen wolle, und von dem Verständnis und freundlichen Entgegenkommen, das ihm begegne.

In Saanen-Gstaad ist reges Leben von Wintersport treibenden Gästen. Sei man Freund des Fremdenverkehrs oder nicht, ist es interessant, zuzuschauen, wie auf der Eisbahn die Jugend sich tummelt und mit Eleganz und meisterhafter Geschicklichkeit durcheinander wirrt und schwirrt, einzeln und zu Paaren im kleidsamen Sportkostüm; hübsch auch zu sehen, wie auf der freigelegten Straße ein prächtiger Schlitten nach dem andern kommt, besetzt mit winterfrohen Genießern des sonnigen Tages und



Partie bei Gstaad. Auf dem Hornberg. (Phot. J. Naegeli, Gstaad.)



Hockey-Match in Gstaad. (Phot. J. Naegeli, Gstaad.)

gezogen von rennlustigen Pferden mit munterem Geschell. Andere, Damen und Herren, ziehen dem Fahren einen Ritt durch die sanfte Schneebahn vor. Wenn der Völkerbund in Versailles auch so aussähe wie hier, in dieser Internationale, wären wir Helvetier willig, beizutreten.

Bei diesem Treiben, wo gesunde Luft und Frohsinn die Wangen röten und die Augen leuchten lassen, gedachte ich der hiederen Schweizermänner, welche jeden Sonntag, den Gott gibt, und jeden Feierabend benutzen, um im Tabaksqualm dem edlen Jaz obzuliegen zur Förderung ihrer Gesundheit. Die Freude an der Natur überläßt man den Fremden und den Kindern, welche noch nicht bechern und lassen dürfen.

Nun, meinestwegen; jeder singe: „Freiheit, die ich meine; ich singe mit.“

Rückkehr nacht; der Elektrische rollt heran. Auf Wiedersehen im Sommergewande, gelehrter Freund und schönes Saanenländchen! Viel Freundliches habt ihr mir geboten; aber man taucht es nicht alles in Druderschwärze. Nur der Besucher wird es finden. F. B.

Das Wiener Kind.

Von Friedrich Alexander, Bern.

F . . . , den . . . 1920.

Berehrte Freundin!

Schon wochenlang verfolgt mich Ihr Wunsch, ich möchte Ihnen einmal „etwas Fählisches und Klares“ über den Expressionismus der jungdeutschen Literatur sagen. Ich hatte, um Ihren Wunsch erfüllen zu können, bei meinem Buchhändler allerlei Expressionistisches bestellt. An stillen Abenden wollte ich mich darin versenken. Die Versuche verlangten große Selbstüberwindung. Aber was tut man nicht, um einer verehrten Frau gehorsam zu sein! Doch bin ich, trotz allem heißen Bemühen nicht in der Lage, Ihnen „etwas Fählisches und Klares“ über den Gegenstand zu sagen. Ich halte nämlich dafür, daß dieser Expressionismus sehr unfählisch und unklar ist. Oder bin ich es? Jedoch gibt man sich nicht so ohne weiteres selbst auf. Meinerseits möchte ich also feststellen, daß der Mangel auf Seite der Jungdeutschen liegt. Ihre Offenbarungen sind mir derart ein Buch mit sieben Siegeln, daß ich sie nicht einmal mit Spott und Hohn übergießen kann. Da verstummt auch Kritik. So unfählbar,

undurchdringlich ist das! Vielleicht geht mir aber später doch noch ein Licht auf, so daß Sie immer noch hoffen können, eines Tages den erbetteten Essay zu erhalten. Hätte ich nichts Anderes auf dem Herzen, so hätte ich gar nicht gewagt, Ihnen dieses klägliche Resultat zu bekennen. Aber ich habe vollgültigen Ersatz.

Ja — das Andere! Ich weiß, Sie werden sich königlich darüber freuen. Denn Sie bekommen wieder einmal — wie gewöhnlich — Recht.

Wir saßen im Hause meines Freundes Dr. Martin beisammen. Die Abendrunde, von der ich Ihnen schon oft erzählte. Wein, Zigarren, Musik, Debatte. Eben hatten wir Schubert gespielt, und nun war die Rede von Wien.

Ich wandte mich an die Herrin des Hauses, die schöne, lebensfrohe Frau Tutta. (In Wirklichkeit heißt sie Martha, aber sie läßt sich Tutta nennen; sie schwärmt sehr für diesen Namen.)

„Eigentlich könnten Sie auch ein Häuflein Juristenkinder aus Wien kommen lassen. Sie haben ja so viel Platz!“

„Eigentlich, so! — Uebrigens haben wir auch schon davon gesprochen, gelt Hans. Aber so einfach ist die Sache nicht. Es gibt so manches, was Ihrem „Eigentlich“ im Wege steht. Erstens müßte man eigene Kinder haben, damit es fremden gemütlich und heimatisch werden kann. Ich habe Angst davor, vor allem Erzwungenen, Steifen. Man weiß ja gar nicht, wie man zueinander paßt.“

„Man muß auch etwas sagen können, Frau Doktor,“ sagte ich. „Kinder sind Kinder. Da findet sich rasch der Uebergang und Anschluß.“

„O — wie er spricht! Als wüßte er —, als hätte er —, so ein Jungeselle! Ja, mein Lieber, Sie haben gut reden. Sie kommen gar nicht in die Lage, sich mit der Frage wirklich und ernstlich auseinanderzusetzen!“

Ich streckte besiegt die Waffen. Man ergibt sich den Frauen viel zu schnell.

Beim Abschied sagte Frau Tutta anzüglich, spottend: „Gehen Sie mal voran mit dem Wagemut. Wir kommen dann nach. Ueberwinden Sie mal alle Bedenken!“

Das tat ich gründlich, in ein paar schlaflosen Stunden. Am andern Morgen, bevor ich auf das Gericht ging, stieg ich ins obere Stockwerk. Hier wohnt die Witwe eines Lehrers mit ihren drei Knaben, eine vortreffliche Frau, Mutter und Erzieherin. Als sie mir öffnete, erschraf sie. Es ist ein fluchwürdiges Schicksal, Jurist und erst noch Gerichtsmensch zu sein. Die Ahnung eines Unangenehmen, Häßlichen geht vor einem her als sanatischer Herold. Ich beruhigte die Frau und brachte mein Anliegen vor.

„Ich möchte gerne das Kind eines Wiener Kollegen als Feriengast einladen. Nun geht das bei mir nicht gut, da ich keine Familie habe. Ich dachte, Sie würden das Kind vielleicht auf meine Kosten in Ihren Familientreis aufnehmen. Könnten Sie sich dazu entschließen?“

In den guten Augen der Frau stand ein freudiges Licht.

„Wie gerne!“, sagte sie. „Das war auch mir ein lieber Wunsch. Aber Sie wissen ja,“ fuhr sie etwas zögernd fort, „ich habe keine leichte Aufgabe mit meinen Jungen. Und die Zeiten sind schwer.“

Ich dankte, und wir besprachen noch Einzelheiten. Als ich mich zum Gehen anschickte, bat sie befangen und errötend: „Wenn es nur ein Mädchen sein könnte. Ich möchte so gerne ein Töchterchen haben!“